

# Die mittelalterliche Pfalz auf dem Lindenhof in Zürich

Autor(en): **Beck, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **29 (1949)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-77010>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

für die Helvetier allein 157 000—105 000 = 52 000 Menschen beim Auszug.

Das mag zunächst verblüffend niedrig erscheinen, aber man vergesse nicht, daß ja auch nach Caesar bei der Rückkehr Helvetier, Rauraker, Latoviker und Tulinger zusammen nur 110 000 Köpfe zählten. Dazu noch folgendes. Caesar VII 75, 3 gibt als Aufgebot der Helvetier für Alesia 8000 Mann an, der Rauraker 1000 oder wahrscheinlicher 2000<sup>10</sup>. Beloch und Cavaignac haben gezeigt<sup>11</sup>, daß diese Aufgebote etwa einem Viertel bis Drittel der Wehrstärke entsprachen, die danach also für die Helvetier 24 000—32 000, für die Rauraker 6—8000 betragen hätte, was nach der üblichen Faustregel eine Gesamtbevölkerung von 96—128 000 für die Helvetier und von 24—32 000 für die Rauraker ergeben würde. Besonders die niedrigere Variante entspricht Caesars Zahl von 110 000 Zurückgekehrten nicht schlecht, und beide Zahlen stützen sich damit gegenseitig einigermaßen. Es ist ja auch damit zu rechnen, daß der Auszug doch nicht vollkommen war und mancher vielleicht zurückblieb. Das bedingt dann die Annahme, daß Latoviker und Tulinger im Jahr 52 bei den Helvetiern mitgezählt worden sind. Aber gegen diese Annahme läßt sich auch gar nichts ins Feld führen. Caesar erklärt ja, diese beiden Stämme seien mit den Helvetiern in ihre alte Heimat zurückgekehrt, doch hören wir nach Caesar nie mehr etwas von ihnen, und so bleibt es ohnehin das Wahrscheinlichste, daß sie in den Helvetiern aufgingen.

## **Die mittelalterliche Pfalz auf dem Lindenhof in Zürich\***

Von *Marcel Beck*

Emil Vogts Buch «Der Lindenhof in Zürich» berichtet über eine archäologische Tat ersten Ranges, denn die Freilegung mittelalterlicher Gebäudereste auf dem Lindenhof dürfte mehr als nur das lokalhistorische Interesse der Stadt Zürich beanspruchen. Die Grabungen selbst wurden zwar von den Behörden sehr gefördert, äußere Umstände erschwerten sie aber gleichwohl. So mußten vor allem die zahlreichen Linden geschont werden; es konnte mithin bei weitem nicht der ganze Platz aufgedeckt werden, sondern der Archäologe hatte sich mit Schnitten zu begnügen, deren Platzierung an seinen Scharfsinn höchste Anforderungen stellte. Daß Vogt

---

<sup>10</sup> Vgl. Howald-Meyer, *Römische Schweiz* 356.

<sup>11</sup> Beloch, *Rhein. Mus.* I. c. 423; Cavaignac, *Population et capital* 153.

\* Emil Vogt, *Der Lindenhof in Zürich. Zwölf Jahrhunderte Stadtgeschichte auf Grund der Ausgrabungen 1937/38.* — 232 S., 59 Abb., 44 Tafeln, 3 Pläne. Zürich, Orell Füssli, 1948.

die archäologische Technik beherrscht, darüber sich hier weiter zu verbreiten, hieße wohl Eulen nach Athen tragen. Die bis ins Detail gehende Schilderung der Fundumstände, die er nunmehr dem Publikum unterbreitet, dürfte künftiger Forschung unschätzbare Dienste leisten, weil sie den Weg anzeigt, auf dem er zu seinen Rekonstruktionen gelangte. Vogt versucht aber darüber hinaus — allerdings mit der gebotenen Vorsicht — das historische Werden und Vergehen auf dem Lindenhof in Früh- und Hochmittelalter zu schildern. Liegt jedoch letzteres Unterfangen mehr an der Peripherie von Vogts Interessensphäre, so gibt sein Buch dafür dem Historiker die längst ersehnte Gelegenheit, das mustergültig, nach modernsten, raffinierten Ausgrabungsmethoden zutage geförderte steinerne Material in seinen Gesichtskreis einzubeziehen, um damit die frühere mittelalterliche Geschichte Zürichs aus dem Wirrwarr einer schwer deutbaren schriftlichen Überlieferung zu befreien, oder wenigstens den Versuch einer derartigen Befreiung zu wagen.

Unsere bisherige Kenntnis über den Lindenhof läßt sich — grosso modo — folgendermaßen umschreiben: Eine keltische Siedlung wurde vermutet; von einem spätrömischen Kastell wußte man einiges auf Grund früherer zufälliger Ausgrabungen; von der Existenz einer mittelalterlichen Pfalz berichtete eine alte Tradition. Hin und wieder woben einzelne Gelehrte diese in ihre historische Spekulation ein, doch handelte es sich dabei keineswegs um die Schulmeinung, sahen doch Forscher der alten Garde, wie etwa Friedrich v. Wyß, vom linksufrigen Zürich nur St. Peter und Fraumünster innerhalb der ältesten Befestigungsanlage des «castrum». Deutlicher konnte man sich über die spätere Zeit aussprechen. 1271 ist ja urkundlich bezeugt, daß einst «auf dem Hofe» eine kaiserliche Pfalzkapelle gestanden habe, an deren Schleifung sich aber damals niemand mehr erinnern konnte. Vögelin und ihm folgend auch Nüscherer haben diese Kapelle an der Stelle gesucht, wo heute das Haus «zur Kapelle» steht (Pfalzgasse 6), das schon im 15. Jh. unter diesem Namen erscheint. Doch wurden daraus nicht die notwendigen Konsequenzen in bezug auf die Lage der einstigen «imperialis aula» gezogen. Es verhielt sich bisher immer so, daß zwei Parteien, die «Rechtsufrigen» und die «Linksufrigen», bestanden, die mit allen erdenklichen Argumenten ihre Thesen über das hüben oder drüben gelegene Gravitationszentrum verfochten, aus dem sich die spätere Stadt entwickelt hat.

Diese Kontroverse dürfte heute abgeschlossen sein. Siedlungskonstanz läßt sich allzu deutlich auf dem Moränengrat des linken Ufers nachweisen. Die künftigen Hypothesen, mit denen der Historiker das von Vogt vorgeschlagene archäologische Bild nachzuzeichnen und zu korrigieren versuchen wird, haben vom Lindenhof, als von einem wichtigen Kerne der Stadtanlage, auszugehen. Es muß sich dabei wohl schon in merowingischer Zeit um eine Agglomeration gehandelt haben, die sich über die Limmat gegen das heutige Großmünster hin erstreckte. Die namentlich wegen der kirch-

lichen Verhältnisse zu postulierende erhebliche Ausdehnung des ältesten Weichbildes gibt zu gewisser Kritik am Untertitel des Buches Anlaß: 12 Jahrhunderte Stadtgeschichte auf Grund der Ausgrabungen... Umfassende Stadtgeschichte liefert nämlich der archäologische Status auf dem Lindenhof nicht. Eine mittelalterliche Stadt wächst zusammen, es ist wie wenn mehrere Atome sich zu einem Molekül vereinigen. Erst wenn man jedes einzelne Atom genau erkannt hat, darf man von einer frühmittelalterlichen Stadtgeschichte sprechen. Der Lindenhof ohne Großmünster und Umgebung hätte eben kein mittelalterliches Zürich ergeben. Unter diesen Voraussetzungen — scheint es uns — könnten «Rechtsufrige» und «Linksufrige» sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden.

Zu Detailfragen haben wir folgendes zu bemerken. Überrascht wurden wir durch die bei den sonstigen sehr zurückhaltenden Formulierungen äußerst entschieden anmutende Bemerkung, daß künftig eine keltische Siedlung auf dem Lindenhof aus der Stadtgeschichte zu streichen sei. Vogt stieß nämlich nirgends auf keltische Gebäudereste, vermag vielmehr nur drei unbedeutende prähistorische Einzelfunde vorzulegen. Er stellt somit hier das archäologische «argumentum e silentio» über alles. Bleibt aber die Möglichkeit nicht bestehen, daß die limmatbeherrschende Ostseite des Hügels, die ausschließlich in späterer Zeit für die Fundierung spätrömischer und mittelalterlicher Bauten aufgewühlt werden mußte, auch schon vorrömische Bevölkerung zur Ansiedlung lockte? Oder lebten die «eponymen» — Turicum! — keltischen Eingeborenen am Fuße der Moräne? Mit den Einzelfunden auf dem Lindenhof verhält es sich ja so, daß sie aus allen Epochen nur in spärlicher Anzahl vorliegen. Auch antike, aus drei nachchristlichen Jahrhunderten, sind so wenige da, daß Vogt die unerwartet aufgedeckte römische Frühanlage — Pfostenlöcher von Pfahlbauten eines Militärlagers, das auf Grund der Terrasigillata in den letzten vorchristlichen Dezennien angelegt worden sein muß — als isolierte Aktion bezeichnet, an die sich die nächste Bauetappe nicht unmittelbar angeschlossen hat. Noch geringer ist aber die Ausbeute an mittelalterlichen Kleinfunden. Was müßte nun aus dieser Sachlage geschlossen werden, wollte man in den obigen Gedankengängen weiterfahren? Eine Serie von isolierten Bauaktionen im Verlauf von 12 Jahrhunderten? Dies anzunehmen verbieten die imposanten jüngeren Fundamente, von denen, ihrer Chronologie entsprechend, am meisten erhalten blieb. Ist es nicht vielmehr so, daß der kontinuierlich bewohnte, immer wieder überbaute Platz, wo nachweislich große Erdverschiebungen stattgefunden haben — die heutige Plattform entspricht bei weitem nicht den ursprünglichen Höhenkurven — der Konservierung von Kleinfunden nicht günstig war und daß infolgedessen jedes derartige Überbleibsel lediglich seiner Existenz wegen als vollgültiges Zeugnis einer früheren Siedlungsepoche zu gelten hat, zu dieser Funktion aber nicht einer bestimmten Quantität bedarf? Es bleibt auch zwischen der strikten Verneinung der einst angenommenen keltischen Siedlung und der neuauftauchenden

den frühromischen Militäranlage, neben Basel und Augst der ältesten, die man in der Schweiz überhaupt kennt, eine etwas beunruhigende methodologische Spannung bestehen. Nach altem historischem Hausrezept würde man doch lieber sagen, daß die ersten römischen Legionäre auf einem von der Natur vorgezeichneten und daher sicher schon früher bewohnten Platz ihr Lager aufschlugen.

Das Bild ändert sich in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, als unter Valentinian I. (364—375) eine starke Wehranlage mit 10 Türmen entstand. Dieser wandte Vogt ganz besondere Sorgfalt zu. Die Datierung ist nur mittels spätrömischer Sigillata möglich, da man leider nirgends Münzen aufzustöbern vermochte. Das Zürcher Kastell fällt somit in jene Periode des 4. Jahrhunderts, zu der neuerdings Stähelin auch die Anlagen von Olten, Solothurn und Altenberg zählt, die er früher mit den kriegerischen Verwicklungen am Ende des 3. Jahrhunderts in Verbindung gebracht und Constantius Chlorus zugeschrieben hatte. Damit aber rückt die Zürcher Fortifikation ins Vorfeld der eigentlichen Völkerwanderungszeit, bildet ein Bindeglied zum Mittelalter. Hier wird künftig der Historiker einhaken müssen, wenn er unter Verwertung des Steinmaterials ein neues Bild des mittelalterlichen Zürich entwerfen will. Die archäologischen, durch Vogt beigesteuerten Daten werden so vielleicht zu Angelpunkten, an denen ein sehr tragfähiges Gerüst der Zürcher Geschichte aufgehängt werden könnte.

Leider ergab ein ganzer Komplex von Mäuerchen, die niveaumäßig zwischen der spätrömischen Anlage und der karolingischen Pfalz liegen, keinen befriedigenden Deutungsversuch, so daß Vogt darauf verzichten zu müssen glaubt. Sie sind aber da, und das ist in diesem Fall nun ganz bestimmt entscheidend. Die spätrömische Militäranlage wandelt sich zur alemannischen Herzogsburg! Dies ist ein weiterer Schluß, für den die Steine einen wichtigen Impuls liefern.

Das nächste Resultat der Ausgrabungen ist der erste Pfalzbau auf der Osthälfte des Lindenhofes, dessen Hauptteil, ein mächtiger, von Nord nach Süd sich erstreckender Saal bildet, mit den beträchtlichen Ausmaßen von ca.  $31 \times 14$  m. Die südliche Begrenzung bleibt wegen der anstoßenden Häuser zweifelhaft, wogegen im Norden ein Anbau mit einem nach Osten vorspringenden Flügel angebracht war. Verwertbare Kleinfunde oder charakteristische Stilmerkmale im Baumaterial, die für eine Datierung so erwünscht wären, fehlen. Einzige Ausnahme bildet ein in die spätere Pfalz vermauertes Pfeilerkapitell mit sehr primitivem Schmuck, das dem handwerklichen Können der karolingischen Zürcher Steinmetzen jedenfalls kein bestechendes Zeugnis ausstellt. So bleibt hier nichts anderes übrig, als den Bau auf Grund des allgemeinen geschichtlichen Geschehens ins 9. Jahrhundert zu verlegen. Zürich taucht ja tatsächlich zu dieser Zeit im politischen Blickfeld Europas auf, nachdem die Erbschaftsregelung von 843 an gewissen Stellen des Kontinents einen geschichtslos-stationären Zustand



in historische Bewegung versetzt hatte. Die bedeutsame Gründung des zürcherischen Monasteriums unter Ludwig d. Deutschen rechtfertigt es, die Entstehung der karolingischen Pfalz um die gleiche Zeit zu suchen. Dann aber — und dies ergibt sich als logische Folgerung aus dem archäologischen Befund — wird eben die «curtis», welche Ludwig an das Kloster vergabte — und zwar als Hauptmasse des Dotationsgutes — vielleicht mit der karolingischen Pfalz gleichzusetzen sein. Die seltsame Feststellung, die Vogt im historischen Teil seines Werkes machen muß, daß nämlich, trotz der aufgefundenen erstaunlichen Fundamente, die urkundliche Erwähnung der Pfalz erst im 11. Jahrhundert einsetzt, ließe sich beseitigen, wenn wir karolingische «curtis» und «aula regia» des 11. Jahrhunderts in eine Linie setzen. Man versuche, die frühesten urkundlichen Zeugnisse über Zürich auf Grund einer derartigen Voraussetzung zu gruppieren, und sofort dürfte sich eine merkliche Klärung des bisher so verwirrten Bildes ergeben. Hier weiterzubauen wird für den Historiker eine dankbare Aufgabe sein.

Im 10. Jahrhundert mußte der karolingische Komplex einem neuen Gebäude ähnlichen Stiles Platz machen, das etwas nach Osten verschoben wurde und auch nicht in der gleichen Achse lag. Der Saalbau weist ungefähr dieselben Dimensionen auf, ist jedoch um einiges schmaler (11 m, innen gemessen). Das Ganze ist reicher gegliedert, vor allem im Norden durch einen weiteren Annex, der auf den Fundamenten eines ehemaligen Kastellturmes ruht und einen kleinen, durch einen winkligen Gang erreichbaren Raum mit Apsis erkennen läßt, in dem Vogt die Pfalzkapelle vermutet. Damit scheint uns freilich die Frage der Zürcher Hofkirche nicht gelöst zu sein. Vor allem stutzen wir über die winzigen Ausmaße des von Vogt derart interpretierten Grundrisses; der Chor:  $2,10 \times 2,70$  m mit einer quer davorliegenden Vorhalle von  $8 \times 2,60$  m, die also bedeutend breiter als lang ist. Der typologische Vergleich mit zwei andern nachweislich karolingischen Kirchengrundrissen hinkt deshalb, weil diese langgestreckt und dazu von ganz andern Dimensionen sind (30 m Länge z. B.). Denkt man vor allen Dingen an die liturgischen Anforderungen, die an eine echte Pfalzkapelle gestellt wurden, so ist es überhaupt nicht vorstellbar, wie man sich in jenem schwer zugänglichen Apsisraum abseits des Gesamtbaues bei Feierlichkeiten eingerichtet hat. Capella bedeutet ja im Latein der Karolingerzeit durchaus nicht das, was wir im heutigen Kirchenrecht darunter verstehen. Eine Pfalzkapelle gar konnte eine Bischofskirche sein. Dieses Problem wird in Zürich nur lösbar sein, falls man den Blick über den Lindenhof hinaus richtet, zur Peterskirche, welche sehr wohl der merowingischen Burg als Hofkirche gedient haben kann, zum Großmünster, das mit dem Aufblühen Zürichs einen glänzenden Rahmen für königliche, offizielle Feierlichkeiten bot und daher die Peter-Hofkirche verdrängt haben mag. Auch in diesem Falle gilt die Aufmerksamkeit der Gesamtentwicklung des Zürcher Weichbildes. Was die schon oben genannte, 1271 erwähnte Kapelle angeht, so bedarf die betreffende Urkunde einer genauen Interpretation.

Man kann nämlich aus deren Wortlaut keineswegs sicher auf einen ehemaligen kirchlichen Bau auf dem Lindenhof schließen, wohl ist aber darin von der Möglichkeit die Rede, daß ein Kirchlein dereinst dort oben errichtet werde. Spätere, durch Vogt beigebrachte Zeugnisse bestätigen, daß dieser Wunsch des Konstanzer Bischofs tatsächlich in Erfüllung ging. Erst das spätmittelalterliche Gotteshaus suche ich an der Pfalzgasse 6. Noch vor der Reformation hatte es aber den im Zuge der Stadtvergrößerung am Abhang des Lindenhofes entstehenden Häusern zu weichen. Über diese Dinge ist auf Grund einer gegenwärtig in Arbeit befindlichen Zürcher Dissertation über die mittelalterliche Pfarrei St. Peter Abklärung zu erwarten, während eine abgeschlossene und demnächst erscheinende Doktorarbeit von Eugen Egloff über den «Standort des Monasteriums Ludwigs d. Deutschen» einen neuen Lösungsvorschlag in der Kontroverse über die Gründung von Groß- und Fraumünster vorlegt, dessen Folgerungen gerade in die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung der durch die Limmat getrennten Stadtteile eingreifen. Soweit die Pfalzkapelle.

Auch die zweite Pfalz bereitet Datierungsversuchen erhebliche Schwierigkeiten. Bauornamente fehlen, für das Mauerwerk besitzen wir noch keine typologische Chronologie, wie sie etwa jüngst am Neuenburger Schloß versucht wurde. Ein eiserner Sporn ist zwar seiner Form nach in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts datierbar. Doch was will das bedeuten! So blieb dem Archäologen nichts übrig, als seine Funde einstweilen mit historischen Mitteln in die Zeit zu stellen. Die Reaktivierung der Politik im Raume Schweiz unter den Ottonen scheint ihm der gegebene Moment für einen Neubau auf dem Lindenhof zu sein. Was das 10. Jahrhundert betrifft, möchten wir ihm anstandslos beipflichten, nicht jedoch, wenn er dafür nur die ottonische Politik ins Auge faßt. Denn mit dem Aussterben der Karolinger treten die Herzoge von Schwaben in Zürich auf, und es muß daher die Möglichkeit erwogen werden, ob nicht auch sie als Bauherren in Frage kommen könnten.

Fortan kreuzen sich die Linien der ostschweizerischen Politik so sehr im Punkte Zürich, daß es Vogt noch schwerer fällt, auf sicheren chronologischen Ankergrund zu stoßen für die nunmehr folgenden Veränderungen, die im Verlauf des 11. und 12. Jahrhunderts aus dem Saalbau eine Burg gestalteten. Eindrücklich weiß er zu schildern, wie Türen vermauert werden, das Untergeschoß vielleicht sogar aufgeschüttet, die Westseite des Baues zur fensterlosen Wehrmauer wird, die in respektabler Höhe eine kleine Türe als Eingang freiläßt. Reste der einst hinaufführenden steilen Rampe hat man aufgedeckt, ebenso wie die Widerlager der Brücke, welche über den dort vorsichtshalber doppelt gezogenen Burggraben führte. Über dem Nordflügel erhob sich der Bergfried, so daß der ottonische Kapellenbau der Wehrhaftigkeit zu weichen hatte. Der einfache Bergfried genügte jedoch nicht. Durch einen Mantelbau mußte er verstärkt werden. Die Zürcher Burg des 12. Jahrhunderts bot einen martialischen Anblick. Vogt scheidet scharf

zwischen der vorangehenden Zivilepoche des Pfalzbaues und der folgenden Zeit des Wehrbaues. Es fällt uns freilich etwas schwer, in der karolingischen und ottonischen Pfalz gewissermaßen ein friedliches Amtsgebäude zu sehen. Ist die fortifikatorische Aktivität nicht vornehmlich als Folge der seit dem Ende des 11. Jahrhunderts wahrnehmbaren Entwicklung der Angriffswaffen zu verstehen? Kreuzzüge und oberitalienische Kriege der Staufer wirkten in dieser Beziehung unwälzend. Das einfache Mauerwerk des 10. und früherer Jahrhunderte vermochte den neuen Konstruktionen im Belagerungsmaschinenbau nicht mehr zu widerstehen. Die Einschiebung der zivilen Pfalzepoche will sich nämlich nur schlecht in die Geschichte des zur Festung prädestinierten Platzes einfügen. Sei dem aber auch anders — der Entscheid muß hier von seiten der Militärgeschichte fallen — auch für eine politisch bedingte Umwandlung vom Zivil- zum Wehrbau, wie Vogt sie postuliert, würde es an weiteren Datierungsmöglichkeiten nicht fehlen, sobald wir die Geschehnisse der schwäbischen Herzoge mit der Burg auf dem Lindenhof in Verbindung bringen. Ich denke hier vor allen Dingen an die Kämpfe zwischen Konrad II. und Herzog Ernst, in deren Verlauf, wie uns Wipo berichtet — «supra Turicum quoddam castrum» — ein Kastell über der Stadt Zürich befestigt wurde. So möchte man nämlich heute interpretieren, während diese Stelle bisher auf die Kyburg bezogen wurde. Wenn Vogt schließlich den Verfall der Burg mit dem Aussterben der Zähringer in Verbindung bringt, so können wir ihm vollständig beipflichten. Durch dieses Ereignis verlor das schwäbisch-herzogliche Hausgut die Einheitlichkeit, die es bisher zu einem Machtinstrument ersten Ranges gemacht hatte. Es stellten sich zahlreiche Erben ein. In Zürich wurde die Äbtissin Landesherrin, unter deren mildem Zepter sich bald eine selbständige Bürgerschaft zu Worte meldete. Letzterer wurde aber das gesamte Weichbild zur Heimat. Um dieses legte man eine schützende Mauer, denn es galt die ganze Stadt zu verteidigen. Die Burg durfte zerfallen. Um ein Réduit innerhalb der Stadt brauchte man sich nicht zu kümmern.

Abschließend können wir Vogt nur zustimmen, wenn er die Historiker dazu auffordert, das gesamte frühmittelalterliche Quellenmaterial zur Geschichte der Stadt Zürich unter dem Eindruck seiner Grabungsergebnisse abermals zu studieren. Wir sind verpflichtet, das historische Geschehen dem meisterhaft präparierten archäologischen Befund anzuschmiegen, wobei der Archäologe uns die Freiheit einräumen mag, an seinen Schlußfolgerungen weiter zu modellieren. Den Kristallisationsherd, aus dem eine amorphe Tatsachenmasse sich langsam zur historischen Architektur aufbauen kann, hat er uns kunstvoll errichtet, mit Spaten, Grundrissen, Profilen, komplizierten Photographien, isometrischen Darstellungen etc., kurz, mit einem Apparat, dessen Handhabung den Historiker wie ein technisches Wunder anmutet.